

Illustrirtes Sonntagsblatt

Wöchentliche Beilage zum „Südongarischen Lloyd“.

Nr. 32. 1886.

Führe uns nicht in Versuchung.

Novelle

von

S. v. d. Horst.

1.

(Nachdruck verboten.)



Nur ein einziges Fenster des stattlichen alten Herrenhauses war erleuchtet, sonst Alles dunkel und still, drinnen wie draußen. Schatten bewegten sich hinter den herabgelassenen Vorhängen, die Lampe war sorgfältig verhüllt und die Gardinen des Himmelbettes halb zurückgeschlagen. In den Kissen lag ein alter Mann, ein hoher Sechziger, mit weißem Haar und eingefallenem Gesicht, das Auge unruhig flackernd und dann wieder müde geschlossen, als senke sich ein leiser Schlummer mitleidig herab; offenbar war der Greis sehr krank, vielleicht sterbend, aber doch noch vollkommen Herr seiner geistigen Fähigkeiten. Zwischen den Fingern hielt er ein zerstücktes Blatt Papier; seine Blicke suchten jezt den älteren Herrn, welcher vor dem Bette saß und ihn schweigend beobachtete. „Rudolph,“ flüsterte er, „weßhalb kommt der Notar nicht? Ich brauche ihn nothwendig?“

Der Angeredete, offenbar ein Arzt, prüfte verstohlen den Puls des Sterbenden, dann sah er unruhig hinüber zu zwei Männern, welche mit ihren Mützen in den Händen im Winkel saßen. „Der Justizrath wird gleich kommen,“ tröstete er, „nimm einstweilen dies Pulver, Andreas!“

Der Kranke verschluckte mit Mühe das Gebotene. „Moshus!“ flüsterte er, „gut, gut, ich muß leben um jeden Preis, bis das Testament unterzeichnet ist.“

Wieder verging eine Pause. Trotz der angewandten Vorsichtsmaßregel sanken indeffen die Kräfte des alten Mannes so schnell, daß sich der Doktor voll Sorge über ihn herabbeugte. „Andreas,“ flüsterte er freundlich, beinahe weich, „Andreas, Du bist ein Mann, Du wußtest immer, daß Dein Leiden ein unheilbares ist, gibt es irgend etwas, das Du mir, Deinem ältesten langjährigen Freunde mitzutheilen hättest, so sprich jezt.“

Der Kranke schüttelte den Kopf. „Eilt es so sehr, Rudolph? O Gott, wo bleibt Dahlberg.“

Doktor Arning hielt immer seine Hand zwischen den beiden eigenen. „Andreas, soll ich Deine Frau rufen?“

„Nein! Nein! Ich will leben, muß leben, bis das Testament unterschrieben ist.“

In diesem Augenblick rollte über den Hof ein Wagen, der Arzt trodnete sich den Schweiß von der Stirn. „Andreas,“ sagte er, „jezt kommt Dahlberg. O, warum mußt Du auch bis zu dieser Nacht warten!“

Der Sterbende lachte kurz und schauerlich. „Weßhalb, Rudolph? Nun, vielleicht war es das einzige Mittel, das zum Ziel führen konnte, Freund. Nur Dich konnte ich bitten, den Justizrath rufen zu lassen und selbst bei mir zu bleiben, bis Alles vorüber ist. Verstehst Du mich? Und erst seit heute bist Du von der Reise zurück.“

Der Arzt schwiege erschüttert. Die wenigen Worte erzählten ihm eine lange traurige Geschichte, er wagte nicht, noch weiter zu forschen. Sein Blick verständigte den soeben mit seinem Schreiber eintretenden Justizrath, welcher sich noch kurzer Begrüßung liebevoll über den Sterbenden herabbeugte. „Wie geht es Dir, Andreas?“ fragte er.

Dieser warf den Kopf von einer Seite zur anderen. „Meinhold,“ leuchtete er, „mir bleibt keine Zeit mehr! Beileibe Dich um Gottes willen, hier ist mein Testament! — O, ich sterbe so gern, so gern!“

Er gab dem Justizrath einen Papierstreifen, von seiner eigenen Hand beschriebenen, offenbar schon alt, lange verwahrt, vielleicht heimlich versteckt gehalten. „Schreib!“ flüsterte er, „schreib, Meinhold! — Die Lampe erlischt, jündet ein Licht an!“

Die Feder des Kopisten flog über das Papier, wieder verständigte der Blick des Arztes den Justizrath. Nach fünf Minuten war das Testament zum Unterzeichnen fertig. Doktor Arning stützte den Kranken, Dahlberg hielt mit einer Hand das Licht, mit der anderen reichte er

dem Sterbenden die Feder. Ueber das blaße, todtgezeichnete Antlitz flog ein Lächeln des Triumphes. „Endlich! Endlich!“

Wie ein Hauch klang es den Anwesenden entgegen, die Federspitze näherte sich dem Blatte, sie schwankte, ein Schauer rann durch den Körper des Kranken, etwas wie ein Nervenbruch über seine Lippen, dann bezeichnete eine schwarze Spur den Weg der herabgefallenen Feder auf dem Papier. Doktor Arning beugte sich tiefer herab, alle Uebrigen schwiegen ehrerbietig.

Minuten vergingen, dann erhob sich der alte Mediciner und ließ sanft den Körper des Entseelten aus seinen Armen zurückgleiten in die Kissen. „Zu spät!“ sogte er schmerzlich, „o mein Gott, um eine kurze Spanne Zeit zu spät! — Er ist todt.“

Der Justizrath schien sehr bestürzt. Während die Zeugen und der Schreiber bescheiden das Sterbezimmer verließen, näherte er sich seinem alten Freunde. „Das unglückliche Kind,“ sagte er, „sie erhält wahrscheinlich jezt von der Güte ihrer Tante keinen Pfennig!“

Der Doktor nickte. „Keinen Pfennig, Meinhold. Das kleine Mädchen war der eigentliche Gegenstand des fortdauernden Zwistes zwischen unserem armen Andreas und seiner Frau, ich bin ja fast täglich hier aus und ein gegangen, mir sind alle diese trüben Verhältnisse leider nur zu genau bekannt. Frau Berning haßt das Kind ihrer Schwägerin.“

Dahlberg reichte ihm die Hand. „Ich danke Dir für diese Mittheilung, Rudolph,“ sagte er. „Wenigstens ein gutes Wort will ich für das arme Kind noch einlegen, jezt gleich, in diesem erschütternden Augenblick. Begleitest Du mich?“

Der Arzt schüttelte den Kopf. „Jezt nicht, Meinhold — es ist auch Alles vergebens, Du könntest eher einen Stein erweichen, als das Herz dieser Frau.“

Aber Dahlberg ließ sich nicht entmuthigen. Nach einem stummen tief empfundenen Abschied von der Leiche seines Jugendfreundes begab er sich in das Zimmer der Frau vom Hause und stand nun einer älteren hochgewachsenen Dame mit herrlichen Bügen und einem obwohl noch schönen, doch durch seine Härte und seinen Stolz abstoßenden Antlitz unmittelbar gegenüber. Hier war Alles sehr elegant, sehr fehlaglich, hier rauchte Seide und glänzten Kunstgegenstände, während wenige Schritte weiter unter Fremden der Herr dieses Schlosses soeben seine gequälte einsame Seele ausgehaucht hatte. Dahlberg empfand diesen Kontrast wie einen Schmerz.

Die Dame verharrte, am Fenster stehend, in ihrer eisigen, ja beleidigenden Haltung. „Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches, Herr Justizrath?“ fragte sie. „Höchst wahrscheinlich ist hier von Ihnen ein Testament ausgefertigt worden, ein Schriftstück, das die Rechte meines Sohnes —“

Dahlberg's Blick ließ sie verstummen. Er näherte sich ihr, ohne den Hut aus der Hand zu legen, ohne einen Stuhl zu nehmen, da sie ihm denselben nicht bot. „Frau Berning,“ sagte er mit erstem Tone, „wissen Sie bereits, was hier vor wenigen Minuten geschah?“

Die Dame veränderte keinen Zug ihres Gesichtes. „Ein Diener brachte mir die lange vorhergesehene Vorkchaft,“ antwortete sie ruhig. „Um aber wieder auf das Testament zu kommen, so —“

„So ist dasselbe leider nicht rechtskräftig geworden, Frau Berning!“

„Richt?“ — Sie schrie es fast. „Richt, Herr Justizrath? Und was verhindert den unsinnigen Plan?“

„Der Tod, verehrte Frau.“ Er nahm aus der Tasche das nicht unterschriebene Testament und zeigte ihr die Spur der herabgefallenen Feder. „Das Dokument entbehrte nur noch der eigenhändigen Unterzeichnung des Testators,“ setzte er hinzu, „es ist der Ausdruck dessen, was Andreas Berning in seinem letzten Augenblick gewünscht und gewollt, es wäre rechtskräftig geworden, wenn ihm Gott das Leben nur um eine Minute länger erhalten hätte. Ich hoffe, ich erwarte von Ihrer Pietät gegen den Todten, von Ihrem Rechtsgefühl, daß Sie die getroffenen Bestimmungen heilig halten werden, Frau Berning.“

Die Dame lächelte spöttlich. „Was enthält denn dieses gottlob werthlose Blatt, Herr Justizrath?“

Dahlberg erschrak heimlich. „Darf ich Ihnen vorlesen, Frau Berning? — Ja? — Bitte, hören Sie.“ Und dann las er, immer stehend, wie folgt:

„Ich, Julius Andreas Berning, vermache hiedurch aus meinem Vermögen der Tochter meiner verstorbenen einzigen Schwester, Henriette Marie Armfeld, geborene Berning, der minderjährigen, in meinem Hause lebenden Antonie Klara Armfeld die Summe von fünfzigtausend Thalern, so zwar, daß ihr die Zinsen dieses Kapitals vom heutigen Tage an zugeschieden und sichergestellt werden. Ebenso verordne ich, daß das junge Mädchen bis zu ihrer späteren Verheirathung im Hause bleibe und ganz wie eine Tochter desselben behandelt werde.“

Nicht wahr, Frau Berning,“ setzte bittend der Justizrath hinzu, „das wollen Sie anerkennen?“

Die Wittwe nahm langsam Platz im Sopha, während ihre Hand dem Besucher einen Sessel bot, den indessen dieser unbeachtet ließ. „Ich werde mich an dem gegen meinen Sohn geplanten Raube in keiner Weise betheiligen, Herr Justizrath,“ versetzte sie scharf. „Das Ganze ist ein Unfluth, vom Fieber diktiert, eine Ausgeburt der Krankheit. Meine Nichte bleibt weder hier im Hause, noch bekommt sie irgend ein Geschenk.“

Dahlberg erschrak nicht wieder, aber seine Empörung riß ihn hin. „Wie,“ rief er, „Sie wollen das unglückliche Kind verstoßen, Frau Berning? Unmöglich!“

Die Dame zuckte die Achseln. „Ich heiße die ungeru Geduldete, Fremde gehen, Herr Justizrath, das ist eben Alles.“

Die Augen des ehrlichen Mannes flammten. „Aber,“ rief er voll

Entrüstung, „wissen Sie denn so ganz gewiß, ob nicht Ihr verstorbenen Herr Gemahl für diese Bestimmungen seine speziellen Gründe hatte, Frau Berning?“

Jetzt erschrak sie so heftig, so plötzlich, daß es ihm nicht verborgen bleiben konnte. „Gründe, Herr Justizrath? — Gründe? — Hat Ihnen Andreas irgend eine Mittheilung gemacht?“

Das war heiser, kaum verständlich hervorgestoßen, wie in Todesangst.

Dahlberg schwankte. Ein Ja, ein halbes Zugeständniß nur, und der Sieg war erreicht, aber um den Preis einer Lüge, vielleicht gar der Beschuldigung eines Todten. Nur Sekunden währte der Kampf, dann schüttelte er den Kopf. „Nein, Frau Berning, kein Wort.“

„Ach!“ — Die Dame preßte das Taschentuch gegen ihre Lippen, sie zitterte, aber das aufsteigende Roth ihrer Stirn ließ erkennen, wie sehr sie gereizt worden war. „Ich halte unsere Unterredung für beendet, Herr Justizrath,“ setzte sie aufstehend hinzu. „Mein Entschluß steht ganz fest, das Kind muß sogleich nach der Beerdigung aus dem Hause.“

„Und wohin, wenn ich fragen darf? Toni ist ohne einen Heller Vermögen, Madame, soll Ihre Nichte in das Armenhaus wandern?“

Frau Berning zuckte die Achseln. „Möge es ihr wohl ergehen, ich bekümmere mich um ihr Loos in keiner Weise.“

Der alte Herr ergriff den Hut, welchen er im Eifer der Unterredung auf den Tisch gelegt hatte. „Das verberge Ihnen der Himmel,“ flüsterte er. „Ich empfehle mich, Frau Berning.“

Sie lächelte, ihr Kopf hob sich stolzer, freier. „Noch Eins, Herr Justizrath, wenn ich bitten darf! — Das sogenannte Testament ist doch jedenfalls mein Eigenthum, nicht wahr? Sie haben ohne Zweifel die Güte, das Blatt hier zu lassen, wozegen ich Sie ersuche, mir gefälligst Ihre Rechnung einsenden zu wollen.“

„Danke verbindlichst, Madame,“ rief er beinahe grob. „Der Bogen Papier ist von mir bezahlt worden, der Schreiber auch, ich wußte also nicht, was bei der Sache etwa Ihr Eigenthum wäre. Empfehle mich gehoramsam.“

Er war hinaus, ehe sie ihn zu halten vermochte, und richtig steckte in seiner Tasche das fatale Dokument, dessen Inhalt sie so gern vor aller Welt, am liebsten vor ihrem eigenen Bewußtsein verborgen hätte.

Das eine bittere Gefühl verdrängte fast den ganzen berauschenden Triumph, aber dennoch brach sich die unerwartete Freude mehr und mehr Bahn. Noch vor einer halben Stunde hatte sie hinausgesehen in die unwirkliche Novembernacht und hatte Alles verloren gegeben, umsonst kämpfend gegen die Liebermacht des Verhängnisses, jetzt plötzlich schien die drohende Gefahr beseitigt, sie blieb nach wie vor im Besiz, Niemand durfte ihr Befehle geben, Niemand sie zwingen, ein verhaßtes Wesen neben sich zu dulden.

Eine Lampe ergreifend, schritt sie festen, aufrechten Ganges durch den Korridor bis in das Sterbezimmer und schenkte hier mittelst einer einzigen gebieterischen Handbewegung die Wache haltende alte Frau aus dem Gemach. Dann, als sie allein war, trat sie zum Bett und warf das verhüllende Tuch bei Seite, ihre Blide suchten ohne eine Spur von Rührung oder Schen die Züge des Todten, mit dem sie zwanzig Jahre hindurch eine so trostlose, herzerkältende, unglückliche Ehe geführt, den sie während der letzten Zeit sogar gehaßt, bitter und schrecklich gehaßt, jetzt war das Alles vorüber, Alles vermischt, als sei es nie gewesen.

Frau Regine legte ihre warme, von Brillanten funkelnde Hand auf die eisalte Stirn des Todten. „Schlaf, Andreas,“ sagte sie halblaut, als spreche sie noch zu ihm, „schlaf, heute mache ich mit Dir meinen Frieden.“

Und dann ließ sie das Tuch wieder herabfallen. Es gab für diese schaurige Nacht ja noch einen anderen Besuch, eine andere als diese marmorblasse, vom Tod geküßte Stirn, welche sie sehen, einen anderen Triumph, den sie genießen wollte.

In einem kleinen, nach hinten belegenen und

nur mit den einfachsten Einrichtungen versehenen Zimmerchen stand im Winkel ein Bett und an dieses trat leisen Schrittes, den Lampenschirm herabgeschlagen, die stolze, seidenrauschende Dame. Beinahe geräuschlos war sie gekommen und erschrak daher heftig, als ihr trotz aller Vorsicht dennoch vom Rissen her zwei dunkle Augen mit dem deutlichen Ausdruck der Angst entgegen sahen. Auf dem Bette lag ein junges, vielleicht zwölf- oder dreizehnjähriges Mädchen, dessen rosiges Gesichtchen in der frischen weissen Umgebung wie eine Blume voll seltenen Liebzeiges erschien. Braune



und Hinrichtung in Sze-h'o. (S. 123)

Locken überflutheten rings das Kopfklissen, ein zierlich geformter Arm hatte sich von der zwingenden Umhüllung freigemacht und der sanft gebogene Hals zeigte eine Rundung, die jeden Bildhauer entzückt haben würde. Das Schönste aber waren die großen rehbraunen Augen mit ihren langen seidenen Wimpern, der ganze Ausdruck war Herzengüte und Unschuld, mit welchem das Kind empor sah. „Tante,“ flüsterte Toni, „o liebe Tante, ich habe in dieser Nacht so viele fremde Schritte hier auf den Gängen und Treppen gehört, es ist doch dem armen Onkel nichts geschehen?“

Frau Regine blieb auch hier, auch dieser bittenden Kinderstimme gegenüber ungerührt, ja ihre kalten grauen Augen schienen sogar von der bloßen Gleichgiltigkeit zum Hass, zur verfluchten Leidenschaftlichkeit überzugehen, sie freute sich des Schlages, der aus ihrer Hand das junge, wehrlose Geschöpf treffen sollte. „Herr Andreas Berning ist in dieser Nacht gestorben!“ sagte sie ohne alle Vorbereitung und wandte sich dann ab, um das Zimmer zu verlassen.

Ein Schrei entrang sich den Lippen der Kleinen. „Todt!“ rief sie mit dem ganzen Schauer, welchen das traurige Wort den Kinderherzen einzuflößen pflegt. „Liebe Tante, laß mich nicht so allein — im Dunkel — bleib doch bei mir —“

Frau Regine ging so ruhig, als habe sie nichts gehört, aus dem Zimmer. Um ihre Mundwinkel zuckte ein böses, grausames Lächeln.

(Fortsetzung folgt.)



ie der Elf Blumibald
ein Abenteuer mit einem erschrecklichen
Thier bestanden!

Der kleine Elf Blumibald
Ging einstmals in den Blumenwald,
Der an dem Bach steht groß und weit,
Um einzusammeln Süßigkeit.

So knipt er da von Blüth' zu Blüth' —
Ein Glodenblümchen nahm er mit,
Das ward gefüllt bis oben 'ran;
Dann trat er froh den Heimweg an.

Als er den Wald nun hat verlassen,
Ein schrecklich Thier sperrt ihm die Gassen.
Das thut' ihn gleich zu Boden streden
Und an dem Honig gierig leden.

Das Thier war gränlich anzuschauen,
Mit zween Flügeln und sechs Klauen,
Wie zwei Laternen glüh'n die Augen
Und einen Küffel hat's zum Saugen.

Und seine Farb' am Leibe gar
Ganz schwarz, wie bei dem Teufel war.
Doch Blumibald that nicht erschrecken,
Er ließ das Luthier ruhig schlecken. —

Es lag da in des Bodens Nih'
'Ne Tannennadel lang und spih;
Die hat er stracks mit starker Hand,
Dem Luthier durch den Leib gerannt.

Jeho erhebt's ein großes Brummen,
Mit Bein und Flügeln thät' es summen,
Doch Blumibald macht es sogleich
Mit einem Brombeerdoct' zur Leich'

Und trug das Glodenblümlein
Nach Hause mit dem Honigseim.

M o r a l.

Und die Moral von der Geschicht:
Erstreck vor keinem Biewicht;
Du brauchst noch keine Furcht zu haben,
Sollt' er auch auf sechs Beinen traben.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Todesstrafe in China. (Mit Bild auf Seite 126.) — Die chinesische Strafrechtspflege ist sehr streng, oft grausam, und verfügt neben Verbannung und Sklavenarbeit auch die Todesstrafe für Verbrechen, die nach unseren Ansichten äußerst gering sind und in anderen Ländern nur als Vergehen gelten. Mit Ausnahme besonderer, nicht für den Ausschub geeigneter Fälle werden alle von den verschiedenen Gerichtshöfen ausgesprochenen Todesurtheile nur einmal im Jahre, an einem vom Kaiser dazu bestimmten Tage vollzogen, und zwar gewöhnlich durch Erdrosselung oder Enthauptung. Unser Bild auf Seite 126 stellt eine derartige Hinrichtung in Sche-h'o dar. Die Verurtheilten knien im Gefängnißhose mit auf den Rücken gebundenen Händen, das Gesicht einer zur Aufnahme ihrer Leichen bestimmten Grube zugekehrt. Hinter ihnen steht der die Hinrichtung überwachende Mandarin und der Henker, der seines blutigen Amtes mit solcher Geschäftlichkeit waltet, daß er in der Regel mit einem einzigen Säbelhiebe den Kopf des Delinquenten abschlägt, nachdem er den langen Fopf desselben aufgesteckt hat. Häufig verrichten auch zwei Henker die Enthauptung, indem der eine den Delinquenten von hinten am Fopfe ergreift und durch einen kräftigen Ruck daran den Kopf in die Höhe zieht, worauf der zweite mit einem Säbelhiebe das Haupt des Verbrechers vom Kumpfe trennt.

Der unverzagte Gascogner. — Nach der für den Herzog von Alba so unglücklichen Schlacht bei Bergen im Hennegau (13. November 1568), begangen dieser den Muth zu verlieren, und schwere Sorgen um sein persönliches Schicksal folterten sein Gemüth. Die Gefahr, von den siegreichen Truppen des Prinzen von Oranien abge schnitten und gefangen genommen zu werden, stand ihm unaufhörlich drohend vor Augen. Bequält von dem Verlangen, zu erfahren, was ihm in solchem Falle bevorstehen möge, ließ er am Tage nach der Schlacht einen der wenigen Gefangenen, die seine Leute gemacht, vor sich bringen und befragte ihn in Gegenwart des Grafen v. Meegen und des Herrn v. Barlemont, was man von ihm, dem Herzoge, in des Prinzen Lager spreche, und was man ihm zu thun gedente, so man seiner etwa habhaft werden möge? — Da blickte der Gefangene, ein geborner Gascogner, erst den Herzog dann die beiden vaterlandsfeindlichen Edelleute verächtlich an und sprach, ohne nur seine Mühe zu rüden, nachdrücklich: „Man ist schlüssig geworden, den Herzog, dessen man demnächst Herr zu sein hofft, an einem Spieß bei stillem Feuer zu braten; da er aber so gar mager und dürr, will man ihn mit dem Fett der Verräther v. Meegen und Barlemont fleißig begießen!“

Die drei Herren erblähen erst, dann lächelten sie mit bleichen Lippen und fragten den kranken Gefangenen, warum er so unhöflich sei und sein Haupt vor dem Herzoge bedeckt halte. Ob er ihn etwa nicht kenne? „Ja!“ antwortete der unverzagte Gascogner dreist, „ich kenne ihn wohl! Aber ich will vor einem solchen Wütherich und blutigen Tyrannen mein Haupt nimmer entblößen. Weis ich doch wohl, daß er mich wird hängen lassen — so oder so!“

„Führt ihn ab!“ knirschte der Herzog wild zwischen den Zähnen hin, „und thut ihm, wie er gesagt! Er soll sich in mir nicht getauscht haben!“

„Sagt ich's nicht!“ sprach der Gascogner gelassen. „Ein Bluthund läßt nimmer von seiner Art!“ [R. 3.]

Die Enthüllung der Kuppelnschen Schachmaschine. — Die im Jahre 1770 erfundene und zum ersten Male in Petersburg producirte van Kuppelnsche Schachmaschine, die damals den Sieg über die bewährtesten Schachspieler davontrug und dadurch das Staunen und die Bewunderung der ganzen gebildeten Welt erregte, war eine Zeit lang in Vergessenheit gerathen. Sie wurde erst im Anfange dieses Jahrhunderts wieder an's Tageslicht gezogen, als der Eigenthümer des angeblichen Automats mit demselben die größten Städte Deutschlands bereiste. Sein Vertrauter, den er hinter das täuschende Räder- und Walzenwerk im Inneren des Automats geschickt versteckt hatte, war ein junger Mann aus Mühlhausen, der schon in Paris im Café de la Regence den berühmtesten Schachspielern Stand gehalten hatte. Im Jahre 1809 kam die Schachmaschine nach Nürnberg, wo gerade auch ein berühmter Taschenspieler Vorstellungen gab. Bald hatte der Automat den Taschenspieler aus dem Sattel gehoben, sein Saal stand leer und alle Welt strömte der Schachmaschine zu. Der Taschenspieler, ärgerlich darüber und neidisch, ging ebenfalls hin, um seinen Rivalen zu sehen. Bald errieth er das Geheimniß; er gab seinem Helfer-Helfer, den er bei sich hatte, einen Wink, und Beide begannen aus Leibeskräften „Feuer!“ zu rufen. Man kann sich einen Begriff machen von der Verwirrung, welche sich der Versammlung bemächtigte. Aber ein noch viel größeres Entsetzen ergriff den vermeintlichen Automaten, der seinen Bartner über den Haufen gerannt und zu Boden geworfen hatte und nun selbst wie besessen im Saale herumtugelte. Glücklicherweise wurde er von dem Besizer, den die Geistesgegenwart nicht verließ, sofort ergriffen und hinter die Coulißen geschleppt. — Der Ruf der geheimnißvollen Schachmaschine war aber auf ewige Zeiten vernichtet. [R. F.]

Was der Bauer nicht kennt, das ist er nicht. — Wie sehr sich der Bauer ein Jahrhundert lang gegen die Einführung der jetzt allgemein geschätzten Kartoffel sträubte, erhellt aus folgenden Thatfachen. In Deutschland wurde die Kartoffel zuerst in der Gegend von Berlin, um 1650, gezogen. Aber es herrschte bei der bauerlichen Bevölkerung ein starkes Vorurtheil gegen die sonderbare Knolle. Friedrich Wilhelm I. gab sich alle Mühe, dasselbe zu unterdrücken, und befahl sogar der Geistlichkeit, für die Kartoffel auf der Kanzel einzutreten. Friedrich II. ließ dann in Pommern unentgeltlich Saatkartoffeln austheilen — aber Alles ohne Erfolg. In Schlesien mußten die bauerlichen Domänenpächter mit Gewalt angehalten werden, die Frucht zu bauen. Noch im Jahre 1763 befahl Friedrich der Große den Behörden, durch die Gendarmen darauf achten zu lassen, daß die Kartoffel gepflanzt werde, selbst im Jahre 1775 hielt Adam Smith, der berühmte englische Nationalökonom, noch eine Empfehlung der Kartoffel für nöthig. Wer würde sie heutzutage entbehren wollen? [Thm.]

Die erste Weltumseglerin. — Marguerite Barb, ein junges waderes Mädchen aus einem burgundischen Landsteden, hatte ihre Eltern verloren und büßte kurz darauf durch einen von dem Vater ihr hinterlassenen Prozeß ihr ganzes Vermögen ein, so daß die ehemals Wohlhabende in absolute Armuth und Noth gerieth. Sie versuchte auf jede redliche und ihr mögliche Weise den nöthigen Lebensunterhalt zu erwerben; bald aber erkannte sie, daß die Erwerbsmittel einer Frau allzu eingeschränkt seien und beschloß kühn, an fremden Orte es als Mann zu versuchen. Sie verließ ihren Wohnort, kaufte sich Männerkleidung und diente nun unerkannt in mannigfachen Berufsstellungen. Dadurch steigerte sich der ihr angeborene Unternehmungsgestir mehr und mehr, und als sie in Kopenhagen hörte, daß sich demnächst der Weltumsegler Bougainville einschiffen werde, sobald nur noch einige zur Bedienung der mitreisenden Gelehrten erforderliche Leute gewonnen seien, bot sie, kurz entschlossen, dem Botaniker Commerson ihre Dienste als Gehülfe an und wurde bereitwillig engagirt. In seinem Gefolge machte sie nun unermüdet auf seinen botanischen Excursionen, sei es unter brennender Tropensonne, sei es auf den Eisgebirgen des Feuerlandes, trodnete Pflanzen, trug den Mundvorrath, die Waffen, das Gepäck, erwarb schöne reiche Kenntnisse und dachte schon daran, sich ganz der Pflanzkunde zu widmen, als sie in Otaheiti von den Inselanern als Mädchen erkannt wurde. Was dem Auge ihrer Landsleute durchaus entgangen war, durchschauete die scharf beobachtenden Naturkinder auf den ersten Blick. Nach der Abfahrt von Otaheiti entdeckte sie sich nun selbst dem trefflichen Bougainville, und dieser trug Sorge, daß sie ihrem Geschlecht entsprechend behandelt wurde. Sie blieb auch ferner der Botanik getreu und heirathete später einen Gehilfen Commerson's, mit dem sie lange glücklich gelebt haben soll. [L. 3.]

Sin Verbot der deutschen Tracht. — „Obwohl in Straßburg die alte Aeltdetracht bei dem Weibsvolk, unerachtet fast ganz Deutschland den Franzosen mit schweren Kosten nachahmt, durch fleißige Aufsicht der Obrigkeit bishero noch immer erhalten, so mußten anjeko auf Befehl des neuen Königs alle jungen Weibspersonen nach französischer Mode gekleidet werden, weshalb auch der Rath daselbst am 25. Junius solche Tracht bei Strafe anbeholhen, auch denen Mannspersonen die hohen und spitzen Hüte zu tragen verboten.“ So berichteten die „Frankfurter Relationen“ unmittelbar nach dem Raube Straßburgs durch Ludwig XIV., ein Beweis dafür, wie sehr die Bevölkerung des Elßas zu jener Zeit noch an deutscher Sprache, Sitte und Tracht hing, als man in anderen deutschen Länden bereits alles Welsche in schmachtvoller Weise nachäffte. [E. R.]

Logogryph.

Ich seh' an der Thür einer neuen Zeit,
 Marschire voran meinen Brüdern,
 Ran feiert mein Kammen mit Blodengelaut,
 Mit Zehen und frühlichen Liedern.
 Nimmst Du mir ein n und gibst Du mir ein g,
 Als Thier ich, mein Leser, dann vor Dir seh'. [Emil Noet.]

Auflösungen von Nr. 31:

des Logogryphs: Monument, Moment;
 des Bilder-Räthsels: Wer einsam daldet, trägt das schwerste Reid.

Alle Rechte vorbehalten.

Verlag von Emil Hölter in Temeßvar.
 Redigirt, gedruckt und herausgegeben von
 Hermann Schönlein in Stuttgart.



Bögerndes Bekändniß.

Notar: Ist das Eure Unterschrift?
 Michel: Ich glaub' — na.
 Notar: Erinnert Ihr Euch, dieses da unterschrieben zu haben?
 Michel: Kann mich nimmer erinnern.
 Notar: Aber Eure Handschrift ist es doch?
 Michel: Weis es wirklich nicht.
 Notar (aufsehend): So unterschreibt Euch da auf ein Stückchen Papier, damit ich erkenne, ob das wirklich Eure Handschrift ist.
 Michel: Aber das sag' ich Ihnen gleich, Herr Notar — schreiben kann ich nicht.